
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 157. Bromberg, den 13. Juli 1929.

Das Flaschenteufelchen.

Von Robert Stewenson.

(1. Fortsetzung.)

„Schön," sagte Lopaka, „laß uns die Flasche mit nach Hawai nehmen; und wenn alles richtig ausfällt, wie du denkst, will ich die Flasche, wie ich dir sagte, kaufen und will für mich einen Schoner verlangen."

So machten sie es denn miteinander ab, und es dauerte nicht lange, da fuhr das Schiff nach Honolulu zurück, mit Keawe und Lopaka und der Flasche an Bord. Kaum waren sie an Land gekommen, so begegneten sie am Strande einem Freund, der sofort Keawe sein Beileid auszusprechen begann.

„Ich weiß nicht, wozu man mir sein Beileid aussprechen muß", sagte Keawe.

„Ist es möglich, daß du es noch nicht gehört hast?" rief der Freund; „dein Oheim, der gute alte Mann, ist tot, und dein Vetter, der schöne Junge, ertrank in der See."

Keawe war sehr bekümmert, begann zu weinen und zu klagen und vergaß so ganz und gar um seine Flasche. Aber Lopaka war nachdenklich, und als Keawes Schmerz sich ein bißchen gelegt hatte, sagte er auf einmal:

„Ich habe eben darüber nachgedacht — hatte nicht dein Oheim Landbesitz in Hawai im Bezirk Kau?"

„Nein," sagte Keawe, „nicht in Kau; die Ländereien liegen an der Bergseite — ein bißchen südlich von Hookena."

„Diese Ländereien werden ja jetzt dein sein?" fragte Lopaka.

„Ganz gewiß werden sie das!" sagte Keawe und begann wieder um seine Verwandten zu jammern.

„Nein!" rief Lopaka; „laß jetzt das Jammern sein! Ich habe einen Gedanken in meinem Sinn. Was meinst du, wenn dies eine Veranstaltung der Flasche wäre? Denn hier ist ja der Platz fertig für dein Haus."

„Wenn das so ist," rief Keawe, „dann ist das eine sehr schlimme Art mir zu dienen, indem man meine Verwandten tötet. Aber, allerdings, es mag wohl sein; denn gerade in so einer Lage sah ich das Haus mit meines Geistes Augen."

„Das Haus ist aber noch nicht gebaut", sagte Lopaka.

„Nein — und wird wohl auch nemals gebaut werden!" sagte Keawe; „denn mein Onkel hatte zwar ein bißchen Kaffee und Ava und Bananen, aber das wird nicht mehr sein, als daß ich bequem leben kann; und der Rest von den Ländereien ist schwarze Lava."

„Laß uns zum Rechtsanwalt gehen", sagte Lopaka; „ich habe meinen Gedanken immer noch im Kopf."

Als sie nun zu dem Rechtsanwalt kamen, da stellte es sich heraus, daß Keawes Oheim in den letzten Tagen ungeheuerlich reich geworden war, und es war ein Vermögen an barem Geld vorhanden. Da rief Lopaka:

„Und hier ist das Geld für das Haus!"

„Wenn Sie an ein neues Haus denken, das Sie bauen wollen," sagte da der Rechtsanwalt, „hier ist die Karte eines neuen Baumeisters, von dem man große Dinge erzählt."

„Besser und besser!" ref Lopaka. „Hier ist ja alles klipp und klar. Laß uns fortfahren, den Befehlen zu gehorchen!"

So gingen sie denn zu dem Baumeister, und der hatte Baupläne von Häusern auf seinem Tisch liegen.

„Sie wünschen etwas, das nicht so alltäglich ist", sagte der Baumeister. „Wie gefällt Ihnen dies hier?" Und er reichte Keawe eine Zeichnung.

Als nun Keawe einen Blick auf diese Zeichnung warf, da schrie er laut auf; denn es war ganz genau das Bild von dem Hause, das er sich gedacht hatte.

„Dies Haus muß ich kriegen", dachte er bei sich; „so wenig mir die Art und Weise gefällt, wie ich dazu komme, so muß ich es doch jetzt kriegen; es ist wohl auch ebensogut, wenn ich mit dem Bösen auch das Gute nehme."

So sagte er denn dem Baumeister alle seine Wünsche, und wie er das Haus eingerichtet haben wolle, und von den Bildern an der Wand und den Nippsachen auf den Tischen; und er fragte den Mann, für wieviel Geld er es übernehmen wollte, den ganzen Auftrag auszuführen.

Der Baumeister stellte viele Fragen und dann nahm er eine Feder und machte eine Berechnung; und als er fertig war, nannte er genau die Summe, die Keawe geerbt hatte.

Lopaka und Keawe sahen einander an und nickten.

„Es ist ganz klar," sagte Keawe, „daß ich dieses Haus kriegen muß, ob ich will oder nicht. Es kommt vom Teufel und ich fürchte, ich werde wenig gut davon haben; und eines ist ganz gewiß: ich werde keine Wünsche mehr äußern, solange ich noch diese Flasche habe. Aber das Haus habe ich nun einmal auf dem Buckel, und darum kann ich ebensogut mit dem Bösen auch das Gute mitnehmen."

So machte er seinen Vertrag mit dem Baumeister, und sie unterzeichneten ein Papier; und Keawe und Lopaka gingen wieder zu Schiff und segelten nach Australien; denn sie hatten untereinander abgemacht, daß sie sich um den Bau gar nicht bekümmern, sondern es dem Baumeister und dem Flaschenteufel überlassen wollten, nach ihrem eigenen Gefallen dieses Haus zu bauen und auszuschmücken.

Sie hatten eine gute Reise; nur wagte die ganze Zeit über Keawe kaum ein Wort zu sagen, denn er hatte geschworen, daß er keine Wünsche mehr aussprechen und keine Dienste mehr von dem Teufelchen annehmen wollte. Als sie zurückkamen, war die Zeit herum. Der Baumeister sagte ihnen, das Haus sei fertig, und Keawe und Lopaka fuhren als Passagiere in der „Hall" nach Kona hinunter, um das Haus zu besichtigen und nachzusehen, ob alles richtig gemacht sei, wie Keawe es sich in seinem Sinn gedacht hatte.

Nun, das Haus stand am Bergabhang, so daß es vom Schiff aus gesehen werden konnte. Über ihm lief der Wald hinauf bis in die Regenwolken; unter ihm fiel die schwarze Lava in Klippen ab, in denen die Könige der alten Zeiten begraben liegen. Ein Garten blühte rund um das Haus herum mit Blumen von allen Farben; und auf der einen

Seite war ein Garten mit Papayabäumen, und auf der anderen ein Garten mit Brotbäumen, und auf der Vorderseite, nach der See zu, da war ein Schiffsmast aufgetackelt und trug eine Flagge. Das Haus war aber drei Stockwerke hoch mit großen Zimmern und breiten Balkonen vor jedem. Die Fenster waren von Glas, und das war so ausgezeichnet, daß es so klar wie Wasser und so hell wie der Tag war. Alles mögliche Hausgerät schmückte die Zimmer. Gemälde hingen an den Wänden in goldenen Rahmen: Bilder von Schiffen und von Schlachten und von den allerschönsten Weibern und von merkwürdigen Orten; nirgendwo in der Welt sind Gemälde von so hell leuchtenden Farben wie die, die Keawe in seinem Hause an der Wand hängen fand. Die Nippsachen aber, die waren außerordentlich schön: Uhren, die die Stunden schlugen, und Spieldosen; kleine Männchen mit nickenden Köpfen; Bücher voll von Bildern; kostbare Waffen aus allen Teilen der Welt; die elegantesten Rätselspiele, mit denen ein Mann, wenn er allein ist, sich die Zeit vertreiben kann. Und da kein Mensch in solchen Zimmern leben möchte, bloß um durch sie hindurchzugehen und sie anzugucken so waren die Balkone so breit gemacht, daß eine ganze Stadt voller Wonne hätte darauf hausen können; und Keawe wußte nicht, welcher Balkon ihm lieber war: der auf der Rückseite, wo man die Landbrise bekam und auf die Baumgärten und die Blumenbeete sah, oder der Vorderbalkon, auf dem man den Seewind trinken und über den steilen Bergwall hinabblicken und die „Hall" sehen konnte, wie sie alle Wochen einmal zwischen Hookena und den Bergen von Pili hin und her fuhr, oder die Schoner, die die Küste hinaufkreuzten, um Holz und Ava und Bananen zu holen.

Als sie nun alles besichtigt hatten, da setzten Keawe und Lopaka sich auf die Türschwelle, und Lopaka fragte:

„Nun, ist alles so, wie du es dir ausgedacht hattest?"

„Worte können es nicht aussprechen", sagte Keawe. „Es ist besser, als ich geträumt hatte, und ich bin ganz krank vor Zufriedenheit."

„Es ist bloß ein Ding dabei zu bedenken", sagte Lopaka: „dies alles kann auf ganz natürliche Weise hergegangen sein, und das Flaschenteufelchen hat vielleicht gar nichts damit zu tun. Wenn ich nun die Flasche kaufte, und schließlich keinen Schoner bekäme, dann hätte ich für nichts und wieder nichts meine Hand ins Feuer gesteckt. Ich gab dir allerdings mein Wort; trotzdem denke ich, du möchtest mir eine weitere Probe nicht abschlagen."

„Ich habe geschworen, ich würde keine Gunst mehr annehmen", sagte Keawe. „Ich sitze schon tief genug drin."

„Es ist keine Gunst, woran ich denke", versetzte Lopaka. „Ich möchte bloß das Teufelchen selber sehen. Dabei ist nichts zu gewinnen, und so braucht man sich auch eines solchen Wunsches nicht zu schämen; aber wenn ich ihn einmal sähe, so würde ich der ganzen Sache gewiß sein. Also tu mir doch den Gefallen und laß mich das Teufelchen sehen; so bald du es getan hast, habe ich hier in meiner Hand das Geld für dich und will die Flasche kaufen."

„Dabei ist bloß eins, wovor ich Furcht habe", sagte Keawe. „Das Teufelchen mag vielleicht sehr häßlich anzusehen sein; und wenn du es einmal gesehen hättest, so könnte es dir dann sehr unerwünscht sein, die Flasche zu haben."

„Ich bin ein Mann von Wort", sagte Lopaka. „Und hier zwischen uns liegt das Geld."

„Nun schön", antwortete Keawe. „Ich bin selber neugierig. Also los: Laßt Euch mal anschauen, Herr Teufel."

Sobald nun das gesagt war, schaute das Teufelchen aus der Flasche heraus, und war gleich wieder drinnen, flink wie eine Eidechse; Keawe und Lopaka aber saßen da zu Stein erstarrt. Es war schon finstere Nacht, bevor einer von den beiden einen Gedanken fassen oder die Stimme finden konnte, ein Wort zu sprechen; und dann schob Lopaka seinem Freunde das Geld zu und nahm die Flasche und sagte:

„Ich bin ein Mann von Wort, und wenn ich das nicht wäre, dann würde ich diese Flasche nicht mit meinem Fuß anrühren. Na, ich werde meinen Schoner kriegen und dazu einen Dollar oder zwei für meine Flasche; und dann will ich diesen Teufel wieder los werden, so schnell ich kann. Denn um dir die reine Wahrheit zu sagen: sein Anblick hat mich ganz umgeschmissen."

„Lopaka," sagte Keawe, „denke nicht schlechter von mir, als du nötig hast! Ich weiß, es ist Nacht, und die Wege sind schlecht, und die Stelle bei den Gräbern ist ein schlimmer Ort, um in so später Stunde dran vorbeizugehen — aber ich erkläre dir: seitdem ich das Gesichtchen gesehen habe, kann ich nicht essen oder schlafen oder beten, bis es aus meiner Nähe ist. Ich will dir eine Laterne geben, und einen Korb, in den du die Flasche legen kannst — und jedes Bild oder jedes schöne Ding in meinem Hause, wonach dir der Sinn stehen mag, kannst du haben — aber geh sofort und schlafe in Hookena bei Nahinu."

„Keawe," sagte Lopaka, „mancher Mann würde dies übelnehmen — zumal, da ich dir einen so großen Gefallen tue, mein Wort zu halten und die Flasche zu kaufen, und besonders, da die Nacht und die Dunkelheit und der Weg an den Gräbern vorbei zehnmal so gefährlich sein muß für einen Menschen, der solch eine Sünde auf seinem Gewissen und solch eine Flasche unter seinem Arm hat. Aber ich bin selber so fürchterlich erschrocken, ich habe nicht das Herz, dich zu tadeln. So gehe ich denn also; und ich bitte Gott, du mögest in deinem Hause glücklich sein, und ich möge mit meinem Schoner Glück haben, und wir mögen schließlich beide in den Himmel kommen, trotz dem Teufel in seiner Flasche."

So ging Lopaka den Berg hinunter; und Keawe stand auf seinem Vorderbalkon und horchte auf das Klappern der Hufe und spähte nach dem Laternenschein, wie er den Bergpfad beleuchtete und das Höhlenriff, wo die Toten der alten Zeit begraben liegen; und die lange Zeit über zitterte er und faltete die Hände und betete für seinen Freund und gab Gott Ruhm und Preis dafür, daß er selber aus dieser Not entronnen war.

Aber der nächste Tag kam herrlich leuchtend und sein neues Haus war so köstlich anzuschauen, daß er seine Schrecken vergaß. Ein Tag folgte dem anderen, und Keawe hauste dort in beständiger Freude. Er hatte seinen Platz auf dem hinteren Balkon; dort aß und wohnte er und las die Geschichten in den Zeitungen von Honolulu; jeder aber, der vorüberging, kam herein und besah die Zimmer und die Bilder. Und der Ruhm des Hauses erscholl weit und breit: In ganz Kona nannte man es Ka-Hale Nui, das große Haus; zuweilen auch das Blanke Haus, denn Keawe hielt sich einen Chinesen, der den ganzen Tag Staub wischte und putzte; und das Glas und die Vergoldungen und die schönen Stoffe und die Gemälde leuchteten so hell wie der Morgen. Keawe selber aber konnte nicht in seinen Zimmern gehen, ohne zu singen — so weit war ihm das Herz! Und wenn auf der See Schiffe vorbeisegelten, ließ er seine Flagge vom Mast wehen.

So ging die Zeit dahin, bis eines Tages Keawe auf einen Besuch nach Kailua kam, um nach seinen Freunden zu sehen. Dort wurde er wohl bewirtet; am nächsten Morgen aber verabschiedete er sich, sobald er konnte und ritt schnell wieder heim, denn er war ungeduldig, sein schönes Haus zu sehen, und außerdem war die nächste Nacht gerade die Nacht, in der bei Kona die Toten der alten Tage umgehen; und da er bereits mit dem Teufel zu tun gehabt hatte, lag ihm um so weniger etwas dran, mit den Toten zu tun zu kriegen. Ein bißchen über Honaunau hinaus sah er in die Ferne und bemerkte ein Weib, das am Strande badete; und sie schien ein wohlgewachsenes Mädchen zu sein, aber er dachte nicht weiter daran. Dann sah er ihr weißes Hemd flattern, als sie es anzog, und dann ihr rotes Holoku; und als er bei ihr angekommen war, da war sie mit dem Anziehen fertig geworden und war von der See heraufgekommen und stand neben der Straße in ihrem roten Holoku; und sie war ganz frisch von dem Bade, und ihre Augen glänzten und waren freundlich. Kaum sah nun Keawe sie, so zog er die Zügel an und sagte zu ihr:

„„Ich dachte, ich kenne jedermann in dieser Gegend; wie kommt es denn, daß ich dich nicht kenne?"

(Fortsetzung folgt)

Abendsonne.

Goldne Abendsonne
Licht nach lautem Tag,
dämpft der müden Seele
irren, wirren Schlag.

Läßt die Stunden leiser,
traumverwandelt gehn,
wundervolle Lande
klar in mir erstehn.

Wie in deinen Fluten
alles glänzt und glüht,
Höh'n und tiefste Tiefen
abendüberblüht!

Stille stirbt dein Leuchten,
Stern um Stern erwacht,
doch befreite Brunnen
rauschen durch die Nacht.

Ludwig Bäte.

Kampf mit dem Dämon.

Skizze von **Walter Hammer-Webs.**

Doktor Schack stand vor dem Tizian, der gestern noch in blühender Pracht so viele Besucher begeistert hatte und nun aller prangenden Schönheit bar, aller faszinierenden Farben beraubt, eine Bildruine war. Neben Schack stand völlig verstört der Kastellan.

Aber etwas seltsam Anziehendes hatte dies ruinöse Bild, etwas, was einen nicht so schnell frei ließ — nur — von Tizian hatte es nichts, wenn es auch aus der Zeit Tizians stammen mußte.

„Sperren Sie einmal vor allem den Saal und sprechen Sie mit niemandem über den Fall, bis der Herr Direktor zurückkommt. Wann erwarten Sie ihn?"

„Sein Zug kommt um zehn Uhr."

„Gut, ich werde an der Bahn sein." — —

Doktor Schack hätte nie für möglich gehalten, daß der allezeit so gefaßte und formelle Mensch, der Direktor, so alle Fassung verlieren könne, wie es wegen der rätselhaften Zerstörung des Bildes geschah.

„Können Sie die Konturen noch erkennen — wie ich das Bild Schehrmann zum Restaurieren gab?" — Der Direktor verstummte, sah mit weitgeöffneten Augen Doktor Schack an. „Doktor, was halten Sie von Schehrmann?"

„Das Beste!"

„Das Beste! Das Beste! Ich meine doch nicht als Restaurator — ich meine als Mensch!"

„Der gute Schehrmann!" Schack lächelte. „Was soll man von einem Menschen sagen, der einmal gehofft hatte, ein Eigener zu werden, und dann nur ein Wiedererwecker, ein Erneuerer vieler wurde. Auch als Mensch steht mir der alte Mann außer jedem Zweifel!"

„Und doch, nur wer das Bild restauriert hat, konnte es wieder in den alten Zustand versetzen. — Außerdem, ich weiß, wie lange sich Schehrmann sträubte, das Bild als einen Tizian anzuerkennen und seine Pflicht als Restaurator zu tun." Ein harter Zug stand um den Mund des Direktors, als er nun an das Haustelephon trat und den Restaurator sofort in sein Zimmer befahl.

Schack wollte sich zurückziehen, aber der Direktor bat ihn, zu bleiben. So stellte er sich in eine der tiefen Fensternischen des Raums.

Schehrmann trat ein, Schack beobachtete ihn mit großer Teilnahme und mit dem plötzlich erwachten Interesse des Mediziners. Graue, spärliche Haare deckten den Schädel, eine große Hornbrille unterstützte die von vieler Feinarbeit angegriffenen Augen; sie saß auf einer kleinen Nase. Den Mund deckte ein grauer Schnurrbart. Im Malerkittel stand er vor dem Direktor mit etwas gebeugtem Rücken. Der sollte —? Unsinn!

„Na, Tag Schehrmann. Hab' wieder eine neue Arbeit für Sie mitgebracht. Vorerst aber sagen Sie einmal — was hat das zu bedeuten?" Und der Direktor trat zurück. — Er hatte bisher das Bild mit seiner Gestalt gedeckt. Und Schack sah, wie ein rätselhaftes Lächeln über das Gesicht des alten Restaurators ging, es merkwürdig veränderte, so daß der ihm sonst vertraute Mensch ganz fremd erschien.

Mit geheimnisvoller Stimme sagte Schehrmann zum Direktor:: „Ich hatte es Ihnen gleich gesagt, es ist kein Tizian. Ich, ich mußte es doch wissen!"

Dann schwand das Lächeln. Schehrmann trat vor das Bild, stellte sich mit ausgebreiteten Armen davor, als ob er es schützen müßte. Die müden Augen blitzten den Direktor an.

„Ja, ja, vergewaltigt hatten Sie mich, es mußte durchaus ein Tizian werden. — Aber heute nacht, heute nacht!" Ein irres Lachen brachte ihn außer Atem. Dann begann er wieder: „Vergewaltigt, mich, mein Bild, das ich mir abgerungen in den wenigen Stunden, die so einem armen Schüler gehörten bei dem großen Meister Tizian! Wissen Sie, Herr, was es heißt, immer Schüler sein und bleiben, ewig im Schatten eines Großen, wissen Sie das? O, meine Herren — und dann sich doch einmal ein Bild abringen — und es verkaufen müssen an den Pastetenbäcker, weil Frau und Kinder hungern —" Die Stimme wurde schluchzend, der Geheimrat wollte reden, aber Schack hinderte ihn daran — er sah, wie das Leuchten in den Augen des Mannes erlosch, wie die Gestalt zusammensank.

Fremd, ängstlich sah sich der Restaurator des Museums in dem ihm bekannten Raume um.

„Tizian — aber immer nur sein Schüler — und Sehnsucht! O Sehnsucht auch darüber hinauf zur Meisterschaft!" Nun schluchzte der alte Mann auf, sank in die Knie.

„Aber immer nur im Schatten eines Großen, allzeit und ewig verdammt sein zum Schatten!" lallte er noch einmal. „Schatten!"

Nun trat Schack zu dem alten Mann, beugte sich zu ihm nieder und sprach ihm leise zu.

Der Direktor aber telephonierte an die Kreisirrenanstalt . . .

Die Bürgermeisterwahl.

Skizze von **Franz Mahlke.**

Die Stadtväter von Peluschken hatten ihre Bürgermeisterstelle ausgeschrieben. Es waren 83 Bewerbungen eingelaufen; das machte den Stadtvätern große Not. In drei Sitzungen von je sieben Stunden wurden die Gesuche gesichtet, und — viele Köpfe, viele Sinne! — in die engere Wahl kamen zwölf Herren. Es waren drei Bürgermeister, zwei Bureauvorsteher, zwei Akademiker ohne Stellung, ein Hauptmann a. D., zwei Wartestandsbeamte, ein Schriftsteller und ein Friseur. Die Stadtväter ereiferten sich sehr, bis sie zu dieser Auslese kamen. Aber sie zeigten auch Gemüt und praktischen Sinn; denn sie beschlossen, den Bewerbern bei der persönlichen Vorstellung aufzugeben, eine Art Eignungsprüfung abzulegen. Ihnen zu Ehren sollte damit ein Festessen verbunden werden. Es würden, so meinten die Stadtväter, dann auch die nichtgewählten einmal dankbar an Peluschken zurückdenken.

Der große Tag kam. Eine Deputation in feierlichen Gehröcken und schillernden Zylindern wartete den in Betracht kommenden Zug der Stichbahn ab. Ein langgezogener Pfiff; das Bähnlein schnaufte heran. Sieben Herren in hohem Hut stiegen aus, für die anderen war die Hutschachtel die Anwärter-Legitimation. Ein paar Frauen, naseweise Jungen und Arbeitslose beschnüffelten mit neugierigen Augen die Kandidaten und gaben untereinander ihre Gutachten ab, als der Zug sich zum Rathaus bewegte.

Um den Gedanken an eine Rangordnung völlig auszuschließen, waren die Tischkarten alphabetisch gelegt worden. Der Stadtälteste wies in seiner Begrüßungsansprache ausdrücklich darauf hin. Er hielt eine sehr menschenfreundliche Ansprache und war so offenherzig, jede „Branche" der Anwärter in großen Zügen zu würdigen, ohne auch nur mit einem Blick den Beruf eines Kandidaten zu verraten.

„Wir möchten Sie am liebsten alle in unserer schönen Stadt behalten. Aber, meine Herren, die Sache ist die und der Umstand der: wir können das in punkto Finanzen nicht durchführen. Darum haben wir beschlossen, nach modernen Grundsätzen zu verfahren. Und in diesem Sinne, meine Herren, erhebe ich mein Glas — — —"

T—u—u—u—t, t—u—u—u—t, t—u—u—u—t.

„Feuer! Feuer! Und das in dieser Stunde — —. Ich hebe die Tafel auf. Verlassen Sie ruhig den Saal.“ Die Stadtväter drängten nach.

Über den Marktplatz raste ein mit vier Pferden bespannter, hoch mit Stroh beladener Leiterwagen, der lichterloh brannte. Dem Fuhrknecht flogen die Hacken nur so; aber er hielt die Pferde fest im Zaum. Der Wagen holperte über das Pflaster, rund um den Marktplatz. Man schrie nach der Feuerwehr. Die Herren Bürgermeister-Kandidaten am lautesten. Plötzlich warf einer von ihnen seinen Zylinder fort und sprang in einer Kurve, wo der Wagen langsamer fuhr, mit fliegenden Schößen einem Pferde in die Mähne. Der kühne Kandidat suchte Halt auf der Deichsel und schnitt die Sielen durch. Die schäumenden Pferde liefen noch ein Stück. Dann standen sie keuchend in der Leine des Fuhrknechts. Dem umständlichen Spritzenmeister riß der Herr, der durch seine Kühnheit eine Schlippe vom Gehrock eingebüßt hatte, das Rohr aus der Hand und rettete den Wagen. Nur die Leitern waren angekohlt. Als jede Gefahr beseitigt war, bat der Stadtälteste die Bewerber wieder in den Saal.

„Meine Herren Kandidaten, unser Festakt hat eine für Sie unliebsame Störung erfahren. Es war für uns sehr interessant (Lachen rechts und links). Wir haben nach dem modernen Grundsatz „Freie Bahn dem Tüchtigen“ gehandelt. Ja, nun machen Sie lange Gesichter. Es war alles genau vorbereitet und verlief programmäßig. Auch die Feuerwehr stand bereit, ehe die Fuhre Stroh auf dem Marktplatz angezündet wurde. Nein, meine Herren, wir bringen unsere schöne Stadt nicht in Gefahr. Die Spritze lag am Hydranten, und bei der dritten Runde hätte die Feuerwehr eingegriffen. Der tapfere Herr Piesicke jedoch, bisher Friseur seines Zeichens, hat rechtzeitig vorgegriffen. Herr Piesicke, ich frage Sie im Auftrage der Stadtväter und vor diesen elf Zeugen: So Sie die Wahl zum Bürgermeister unserer schönen Stadt Peluschken annehmen, antworten Sie mit: Ja!“

„Ja!“

„So verpflichte ich Sie vorläufig durch Handschlag, aber unter einer Bedingung: Einen Friseurladen machen Sie nicht auf, da wir versehen sind.“

„Nein!“

Die elf Herren im Zylinder fragten nach dem nächsten Zuge. Der neue Bürgermeister sah auf die ihm verbliebene Rockschlippe und fragte verschämt nach dem Schneider.



Bunte Chronik

* **Das Kragenknöpfchen in der Kaffeetasse.** Ein Student an der Warschauer Universität, der offenbar ein leidenschaftlicher Freund einer guten Tasse Kaffee und des damit verbundenen Aufenthaltes in einem angenehmen Raum war, aber nur selten das Glück hatte, sich diese Genüsse kaufen zu können, hat sie sich durch einen originellen kleinen Betrug auf anderem Wege verschafft. Er bestellte sich eine Tasse Kaffee mit reichlich Kuchen dazu. Nachdem er diese Dinge in aller Gemütsruhe fast verzehrt hatte, schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch und verlangte aufgeregt nach dem Kellner. Diesem zeigte er ein Kragenknöpfchen, das er aus dem Grunde seiner Tasse herausfischte. Die übrigen Gäste wurden aufmerksam und durchsuchten nun ebenfalls mißtrauisch ihren „Mokka“. Der Besitzer des Cafés eilte herbei, um die verzweifelte Lage wieder einzurenken. Vergebens versucht er den empörten Gast zu beruhigen. Vergebens bietet er ihm eine neue Portion Kaffee an. Der Student erklärt, selbst für Geld würde er in diesem Schmutzbetrieb keinen Kaffee mehr trinken und verläßt mit der moralischen Würde eines in seinen schlichtesten hygienischen Forderungen beleidigten Europäers das Lokal, — natürlich, ohne etwas zu bezahlen. Mit dieser Methode hatte der Student in nicht weniger als 200 Warschauer Cafés und Konditoreien den gewünschten Erfolg, ohne mehr Unkosten, als ihm die Beschaffung der notwendigen Kragenknöpfchen verursachte. Schließlich aber, als er schon so dreist geworden war, die inzwischen wohl erschöpfte Reihe der Hereingelegten wieder von vorne zu beginnen, in der Hoffnung, daß man den Vorfall inzwischen vergessen habe, erwischte man ihn bei seiner Gaunerei, und zweihundert Warschauer Cafetiers und Konditoreien warten nun auf seine Verurteilung wegen „materieller und moralischer Schädigung“ ihres Gewerbes.

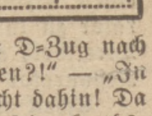
*

* **Die Rache des Malers.** Mehr als für die Frage Tonfilm oder stummer Film, und mehr sogar als für die Skandale und Skandälchen der großen und kleinen Sterne am Hollywooder Filmhimmel interessiert sich Amerika augenblicklich für einen Prozeß, den zwei weniger prominente Hollywooder gegeneinander führen. James Crouze, der Besitzer eines großen Filmateliers, hatte sich von dem bekannten Maler und Karikaturisten John Dukas porträtieren lassen. Das fertige Bild gefiel Crouze aber so wenig, daß er es zurückwies und die Bezahlung verweigerte. Dafür rächte sich der Maler, indem er das Porträt so mit einem Eisengitter übermalte, daß der Eindruck entstand, der Porträtierte sitze hinter Schloß und Riegel. In dieser „Fassung“ stellte Dukas das Bild im Fenster eines Kunsthändlers an der belebtesten Straße Hollywoods zum Verkauf aus. Darauf klagte Crouze 1. auf Entfernung des Bildes, 2. auf einen Schadenersatz von 200 000 Dollar. Das Porträt habe er mit Recht zurückgewiesen, denn er habe nicht die Karikatur eines Menschen mit unförmigem Schädel, sondern seine normal proportionierte Persönlichkeit in Öl bestellt. Der Maler läßt darauf erklären, Crouze sei in künstlerischen Dingen offenbar ein Idiot, sonst hätte er, als er bei einem ernsten Künstler sein Bild bestellte, wissen müssen, daß der Künstler das Recht hat, sein Modell so zu malen, wie er es sieht. Im anderen Falle hätte Crouze sich an einen Photographen wenden sollen. Man darf darauf gespannt sein, wie die weisen Richter in Hollywood in dieser künstlerischen Prinzipienfrage entscheiden.

*

* **Der Eisbär und sein Wärter.** Daß die Raubtiernatur des Bären trotz aller scheinbaren Gutmütigkeit immer wieder einmal zum Ausbruch gelangt, mußte im Zoologischen Garten von Madrid der Wärter erfahren, dem die Pflege des Eisbären anvertraut war. Jahrelang hatte sich der Eisbär als ein gefahrloses und gutmütiges Tier erwiesen, das seinem Wärter sogar sehr zugetan zu sein schien. Als ihm aber dieser vor einigen Tagen das Futter in den Käfig brachte, griff der Bär ohne irgendeinen Anlaß ganz plötzlich den Wärter an. Zwischen dem überraschten Manne und der wütenden Bestie entspann sich nun ein wildes Ringen, das unbedingt mit der Niederlage des Menschen geendet hätte, wenn nicht ein zufällig am Eisbärkäfig vorbeikommendes Kind die Szene beobachtet und Lärm geschlagen hätte. Es eilten nun schleunigst die Kollegen des Wärters herbei, und einer derselben feuerte auf den Bären vier Revolverschüsse ab, die ihn veranlaßten, seine Beute fahren zu lassen. Mit Mühe wurde der schwerverletzte Wärter nun aus dem Käfig herausgeschafft. Er hatte außer anderen schweren Kratz- und Bißwunden auch das linke Ohr und das linke Auge in diesem ungleichen Kampfe eingebüßt.

Lustige Rundschau



* **Kleiner Reinfall.** Zwei Herren saßen im D-Zug nach B. — „Wo gedenken Sie heute abend hinzugehen?!“ — „In die Staatsoper.“ — „Um Gottes willen, nur nicht dahin! Da singt heute abend ein Gast, der soll miserabel sein, hundsmiserabel soll er sein.“ — „Ich muß leider hin.“ — „Sie müssen? So was gibt es doch nicht.“ — „Doch, doch, ich bin nämlich der Gast.“

*

* **Der Professor.** Hebamme: „Herr Professor, eben ist ein Mädchen angekommen!“ — Professor: „Wir sind mit unserem jetzigen Mädchen ganz zufrieden. Sagen Sie ihr, sie möge sich um eine andere Stellung bemühen!“

*

* **Aus einem Schüleraufsatz.** „. . . Auf dem Schlachtfelde liefen Pferde herum, denen zwei, drei, vier und mehr Beine abgeschossen waren.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.